

(Nachdruck verboten.)

41

Vor dem Sturm.

Roman von M. E. de l'le Grazie.

„Habe die Ehre, Herr Predal,“ meckerte es in diesem Augenblick von der Tür her. „Küß die Hand, Euer Gnaden!“ Der letzte Gruß galt dem Mexikaner, der mit einem herablassenden Nicken antwortete:

„Aeh — der Sami!“

„Gott soll ihm helfen,“ meckerte es wieder. Dann kroch ein Häuflein dürrer Knochen auf der Dienbank zusammen, ganz Respekt und Devotion, während zwei kleine, fluge Kneiglein unter den Lidern hervor ihren Kalkul zu machen begannen. Es war der „Häutljude“.

„Nu, Sami, wie geht's?“ fragte der Mexikaner, immer gleich herablassend und mit einem an die Sprechweise des Juden anklingenden, leisen Aeffton.

„Gott über die Welt, wie soll mir's gehen, wenn so ein mächtiger Mann, wie der Herr Mexikaner, fragt nach meinem Befinden? Gut!“

„Wo hast denn die Häutl alle wieder zusammengehandelt? Sind keine Schlingenhasen drunter?“

„Wie heißt, Schlingenhasen . . .? Und wenn . . . werd' ich sie legen unter Ihre Nase? Sind alle noch vom Herbst her, die Häutl. Schlechte Zeiten jetzt, gnädiger Herr, sehr schlechte Zeiten.“

„Die Märzhasen sind heuer gut gefallen. Wenn Du Dich im Herbst zur rechten Zeit meldest, kannst Du mit unserem Jäger abschließen,“ erwiderte der Mexikaner. „Darfst Dich auf mich berufen,“ setzte er herablassend hinzu.

„Da sag' ich schon jetzt: „Küß die Hand.“ Aber er wird sie müssen geben billiger.“

„Dann schließen wir eben mit einem anderen ab!“

Der Jude sprang wie ein Kreisler in die Höhe. „Herr Mexikaner, gnädiger Herr, wem wollen Sie richten zugrund? Hab' ich das verdient? Aber ich weiß: ich werd' mir nehmen die Ehr', Sie zu besuchen, und ich werd' Ihnen zeigen mein Kontokorrent, mit dem Quainer Gutmacher. Und Euer Gnaden werden sehen!“

Der Kopf des Mexikaners verschwand hinter dem Quail seiner Pfeife, und der Wirt, der dem Juden eben einen Schnaps vorsetzte, machte ein ganz verflirtes Gesicht. Man wußte ja so beiläufig, wieviel diese Besuche kosteten, den Besucher und den Herrn Grafen.

„Ich werd' mir nehmen die Ehr',“ meckerte der Jude noch einmal — „und Sie werden sein ein Christ. Auf Ihr Wohl, gnädiger Herr?“

Damit trank er dem Glinsling des Grafen zu. Der aber tat, als merkte er nichts, sah durchs Fenster und spuckte zur Seite. „Der Predal“ konnte sonst glauben, daß ihm diese Besuche Gott weiß was eintrügen, und sich wieder einmal an den Grafen heranmachen. So einem „Böhm“ durfte man ja nie trauen! Ein „Rothaariger“ war er dazu. Sah der Jude nur erst bei ihm, konnte man ja wieder höflicher sein! Uebrigens war er gewohnt, hinausgeschmissen zu werden. Schon dieser einen Augenblick nach dem Juden. Aber freilich! Da stand er bereits wieder auf seinen dünnen Läufen und kabbuckelte nach ihm hin, obwohl die fetten Lippen noch am Glas schmachten. Nein, der würde deshalb noch lange nicht ausbleiben.

Wieder blieb es eine Weile still in der Stube. Doch der Jude war keiner von denen, die lang an sich halten können, wenn er auch immer aus einem Winkel hervormeckerte. Da sah ja noch einer! Und wenn er recht sah, auch einer von den Gottesleuten, die wie er den ganzen Tag in den Dörfern herumliefern. Unter der Dienbank war es zwar dunkel, aber — Gott über die Welt! War das nicht altes Eisen, das dort unter den Beinen des Wurschen hervorbligte? Und Sami wurde unruhig — sehr unruhig! Altes Eisen war nämlich von Zeit zu Zeit auch sein Fall.

Endlich litt es ihn nicht länger. „Hat der Herr was zu handeln?“ ging er den Reitermacher an. Der bückte sich und zog eines seiner Siebe hervor. „Danke, danke, nix fer mich!“ wehrte Sami höflich ab. Er schien beruhigt. Und da er im

Grund ein guter Kerl war, der nur die Konkurrenten haßte, fühlte er sich sofort verpflichtet, dem Fremden, den er einen Augenblick als einen solchen „Lodseind“ betrachtet, etwas Unangenehmes zu sagen.

„Aber — aber . . . was sitzen Sie da herum, wo Sie doch könnten machen ä so gutes Geschäft? Nü, soll heißen schon ä Geschäft!“

„Mit wem denn?“ forschte der Reitermacher. Er hatte heute noch nichts verdient, nun — war es an der Zeit.

„Nü, wenn Sie geh'n da weiter und immer weiter, bis zum Kreuz, wo sie's heißen den Berg, und wieder herunter, da seh'n Sie doch schon von weitem die Wetterfahn' auf dem herrschaftlichen Schloß. Nü, und dort können sie brauchen Ihre Wor'.“

„Und wenn ich umsonst hinlauf?“ erwiderte der Wursch. Der Jude wußte ja nicht, daß er schon dort gewesen.

„Werd' ich Sie schicken wohin und eppes umsonst abplagen?“ eiferte Sami. „Wo ich doch selber schon frumm bin von dem vielen Laufen? Wenn ich amol sog: ä Geschäft, so ist das so gut, als könnt' ich's selber machen. Und wenn der Sami was hört mit seine eigenen Ohren, so weiß er, was er hat gehört.“

„Groß genug sind sie,“ lachte der Mexikaner.

Der Jude buckelte, als wäre ihm weiß Gott welche Ehre erwiesen worden, ließ sich aber nicht mehr irre machen. Wie immer, wenn es sich um ein Geschäft handelte, ob es nun ein fremdes oder ein eigenes war. „Also, wie ich im Hof steh' und mit dem Herrn Rentmeister verhandel“ — er hielt einen Augenblick ein und rieb sich etwas verlegen hinter den Ohren. „Nicht weg'n Haf'n,“ stieß er dann noch einmal so laut hervor.

„Nein!“ lachte der Mexikaner höhnisch.

„Gott soll mich strafen!“ begann der Jude zu zetern.

Jetzt lachte auch der Wirt. Und weil es dem Mexikaner unangenehm war, rief er ärgerlich: „Du kannst Deine Häut'ln doch kaufen — wo Du willst!“

„Wenn ich aber sag', daß es war ä and'res Geschäft!“

„Lass' den Mann nicht so lang warten,“ lenkte der Mexikaner ab.

„Nu also. Wie mer so steh'n und reden, da kommt die Frau Gräfin, Gott soll se bewahren! — und sagt: „Rentmeister,“ sagt se, „warum sind denn unsere Futterreitern so meschant? Ich war jetzt im Stall und hab' nachgeschaut. Solche Dinge sollte man ihm doch nicht erst sagen müssen!“

Der Reitermacher startete den Juden wie verbergt an. So häßlich und schief der arme Kerl auch war, im Augenblick schien es ihm, als hätte er nie einen Menschen gesehen, der ihm Besseres und Lieberes gesagt. Denn der Jude war doch nach ihm gekommen, also auch nach ihm dort gewesen. Und wenn er sich recht entsann, hatte die blitzblanke Last, die er auf den Schultern trug, auch nicht einen Augenblick das Interesse der jungen Herrin des Kunkellebens erregt. Nur an ihm war ihr Blick so eigen abgeglitten. Und wieder hörte er ihre Stimme, sah er die weiße Echarpe aufflatern. Damals hatte sie noch nichts von den „meschanten Futterreitern“ gewußt. Nachher war es ihr gekommen — als sie ihn gesehen hatte. Nachher! Der Atem blieb ihm aus. Sein Herz begann zu pochen — in kurzen, harten Schlägen, die er bis in den Hals hinauf fühlte.

Und da war sie in den Stall gelaufen und hatte die „meschanten Futterreitern“ entdeckt und dem Rentmeister einen Küffel gegeben. Aber gedacht hatte sie an ganz andere Dinge dabei!

Er schrak zusammen. Und wenn er sich doch irrte? Wenn es doch vorher geschah'n wäre? Solche Damen haben ihre Launen, und der Rentmeister hatte vielleicht nur darum seinen Küffel bekommen, weil der Verwalter es wünschte. Dieser verdammte Verwalter, der sie nach zwei Seiten zugrunde richtete.

„Gund!“ dachte er. Denn — man sollte es nicht glauben! Wenn sie auch eine „solche“ war, etwas Solideres und Mädchenhafteres hatte er noch nicht gesehen. Gewiß war sie älter als er, aber.

Zur Besinnung kommen hieß es. Das waren ja Gedanken, die einem den Atem verschlugen!

„Wann war denn das gewesen?“ fragte er plötzlich. Ganz ruhig, mit einer Stimme, deren fremder Klang ihm selbst

Wunderlich erschien. O ja, er hatte sich noch! Und er würde sich immer behalten, was auch noch kam! Das war die Geistesgegenwart, die man auf der Landstraße erwarb, im stündlichen Kampf mit so und so viel Gefahr und Unbill und Menschenlist, die Witterung des Vogelfreien.

„Wann — wann!“ Der Jude zog die Achseln hoch und drehte die Handflächen nach außen. „Nu, wann wird es sein gewesen, wenn ich eben war im Schloß?“

Wieder dieser Krampf in der Kehle, diese kurzen, harten Herzschläge. Doch der Kopf blieb diesmal frei.

„Ich dachte, der Herr wär' auch vom Schloß,“ begann er mit einem Blick nach dem Mexikaner.

„Sami meint das gnädige Fräulein von Schönbad,“ erwiderte dieser. „Ich gehör' zum Lorowitzer Dominium. Uebrigens,“ setzte er nach einer Weile hinzu — „eine Wirtschaft haben sie dort! Und wenn die Komtesse mit den alten Futterteuern den Stallknecht hinauswürfe und den Verwalter hinterdrein, hätte sie sich auch nicht vergriffen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Meisterin.

2)

In einem Zuge arbeiteten die beiden Männer, wenn der eine mit dem Schrubben fertig war, griff auch der andere zum Hobel, gleichzeitig schrien die Raubbänke und zirpten die Puhhobel. Manchmal war Paul dem Fremden ein Stücklein voraus, dann flog es dem nach einem raschen Seitenblick um so schneller von der Hand, und was ihm, dem Schwächtigen, an Kräften abging, ersetzte er durch größere Erfahrung, die sich alle Kniffe zunutze zu machen weiß. Doch immer blieb seine Arbeit gleich sauber und akkurat, und darin war er Paul entschieden über, dem es auf einen Span mehr oder weniger nicht ankam.

Der Meisterin, die auch bei ihrer Arbeit den Fremden unter Obacht hielt, entging das nicht, und ihr Gesicht wurde ein wenig heller. Wenn sie aber auch nichts sagte, so wußte der es doch, daß sie zufrieden war; so oft sein Blick auch zu Paul flog, um festzustellen, wie weit er wäre, so häufig ging er, ohne sich ertappen zu lassen, zum Herd hinüber, und wenn er wieder zurück war und die Arbeit musterte oder die Hobelschneide prüfte, glänzte er listig.

Ein wohlgesüßtes Gefühl durchdrang den Körper des Landstreichers, der wieder eine Winterheimat gefunden hatte. Die Wärme, die ihn umschmeichelte, und das fleißige Schaffen lösten das letzte Frostgefühl aus seinen Gliedern. Der Geruch des kochenden Weines, der aufdringlich scharf die Luft erfüllte, weckte in ihm alte Erinnerungen, und es waren auch liebe darunter, denen er sich gerne hingab.

Dies Träumen war nicht gut für ihn, er wußte es genau, aber es überfiel ihn jedesmal, wenn er nach langem Umherirrolchen wieder an einer Bank in Arbeit stand, mit solcher Gewalt, daß er sich nicht dagegen wehren konnte. Alles mußte er im Fluge neu durchleben, erst das Freundliche und Gute, dann auch das Häßliche. Und Lust und Qual weckten und förderten eine Schwäche des Körpers, die ihn in den Stunden der ersten Arbeit immer übermannte, manchmal heftiger, oft auch schwächer, und die sich überwinden ließ, wenn er einen Schnaps hinuntergießen und die Kräfte des Körpers und des Willens durch den Alkohol neu anfeuern konnte.

Jedes Jahr erging es ihm so, und er hatte sich stets vorgelesen; ein paar Tropfen waren immer in der Flasche gewesen, wenn er in Arbeit trat. Heute aber bei dem Hundewetter war der Entschluß zu plöglich über ihn gekommen.

Die Meisterin, mit ihrer Arbeit fertig, hatte die Werkstatt mit der Küche vertauscht, um das Mittagessen zu bereiten. Er atmete erleichtert auf: nur unter diesen kalten, harten Augen nicht schwach werden! Eine Weile ging es mit der Arbeit wieder flotter voran.

Das hielt aber nicht lange vor. Die Stirn wurde ihm weiß und kalt, die Hände bekamen das Bittern, die Füße wollten ihn kaum noch tragen, und das Wasser lief ihm im Munde zusammen. Er mochte die Zähne aufeinanderbeißen so fest er wollte, es half nichts! Der Schweiß lief ihm in Strömen über den Körper, vor den Augen wurde es ihm schwarz, und die fahle Blässe ließ in seinem Gesicht jede Linie, die Ausschweifung und Erschöpfung hineingegraben hatten, scharfer hervortreten.

Der Hobel fiel ihm aus der Hand, und kraftlos ließ er die Arme sinken.

Paul hatte nichts gemerkt; erst als die Raubbank des andern nicht mehr pfiß, achtete er auf und sah das Schwanken des Entfrätketen, der an der Bank lehrend mit glasigen Augen vor sich hin starrte.

„Nanu, schon schlapp?“

Die Verachtung des Robujten lachte aus der Frage und ein Triumphieren über den Unterlegenen.

Das rüstige Darauflösschaffen des Neuen hatte Paul geärgert, nicht, weil es ihn zu rascherem Arbeiten zwang; aber es wurmte ihn, daß der Fremde, der Landstreicher, sich herauszunehmen wagte, mit ihm, dem Meistersohn, um die Bettie zu arbeiten, sich ihm vielleicht gar überlegen zu zeigen.

Und noch dazu vor der Mutter, die alles sah und nie mit ihrem Tadel targte.

Der Kraftlose hörte das Lachen in den Worten des anderen, biß die Zähne zusammen und wollte sich aufrichten, um wieder zum Hobel zu greifen; aber die Kraft versagte noch immer.

„Schnaps,“ stöhnte er heiser, „od a Stamperle Korn!“

Nun lachte Paul laut heraus, als hätte der Fremde einen köstlichen Spaß gemacht.

„Mutter!“ schrie er zur Tür hinaus, und sein Nebermut klang in dem Worte mit.

Ein wütender Blick der glasigen Augen traf den jungen Menschen, der noch vor sich hin sicherte, als die Mutter schon in der Tür stand mit einer unwilligen Frage im strengen Gesicht.

„Du,“ prüfete er, über seinen Hobel gebeugt, „Dein Arbeitswütiger is schon schlapp geworden!“

Sie warf dem Sohn einen finstern Blick zu, und der duckte sich, das Lachen verlernend, als hätte er einen Schlag bekommen.

„Hunger wird er haben, gelt?“ fragte sie, sich dem Matten zuwendend, und das Mitleid gab ihrer Stimme wärmeren Klang.

Alt und verfallen sah jetzt das verwitterte, mit hohen Bartstoppeln bedeckte Gesicht des Bummers aus, und der Frau, die jetzt erst ihn genauer ansah, war es, als grinsie ihr ein anderes, ein nur zu wohl bekanntes Gesicht aus diesen Zügen entgegen. Da lief ein Schauer über den hageren Leib, den ein paar schwere Atemzüge erschütterten.

„Od a Stamperle Korn,“ bat der Kranke, und mühte sich, den Körper zu straffen, um nicht gar zu kläglich vor dieser Strenge zu stehen, „da wird's gleich besser, wenn ich a Stamperle Korn krieg!“

Da ging ein seltsames Leben in dem krankhaft fahlen Frauenantlitz auf, in dem sich jäh alle Züge verschärften, und Jörn und Unwille standen wie eine drohende Gewitterwolke auf der schmalen Stirn. Es war eigenartig wild geworden mit einem Male, dieses harte Gesicht; in den Augen glühte es dunkel und drohend und um die herben, fast geschlossenen Lippen lief ein feines Leben.

Paul, dem keine Regung im Gesicht der Mutter entgangen war, duckte sich, denn er meinte nicht anders, als: nun müsse sie losbrechen. Er kannte sie doch und wußte, wie es auf sie wirkte, wenn jemand in ihrem Hause Schnaps begehrte. Er machte sich, um von ihrem Blick nicht mit geschlagen zu werden, mit dem Hobel zu tun, aber seine Ohren spannten nach der Tür, und die Augen schienen um die Ecke sehen zu können.

Und da wunderte er sich nicht wenig, als die Strenge nur zwischen halb geöffneten Lippen scharf hervorstieß:

„Schnaps gibt's bei mir keinen nicht!“

Dennoch zuckte der Bummer wie unter einem Peitschenhieb zusammen, und ein heimliches Stöhnen quoll leise in seiner Brust empor.

„Geh, Paul,“ befahl die Mutter seltsam weich für ihre Art, „hol'n Topf Kaffee. Ich hab' ihn in die Röhre gestellt. Und bring eine Schnitte mit. Nachs Messer nicht grade scharf am Brot, wenn Du die Butter drauffstreichst!“

Und als der Bursche sie verwundert anstarrte, als habe er nicht recht verstanden, hatte er auch schon die Peitsche im Nacken:

„Jeder Dich, alter Nährhammel, gelt?“

Da fand er sich schnell zurecht: das war doch wieder die Mutter!

Als er in die Werkstatt zurückkam, fand er neuen Grund zum Wundern. Der Landstreicher lag auf einem weichen Bett von Spänen, der Mutter Schürze zu einem Kissen zusammengerollt unter dem Kopf. Wenn ihm, dem Sohn, einmal etwas fehlte — es kam jetzt überhaupt kaum noch vor —, da hieß es gleich: Alter Baschlappen, schlapper Kerl! Gegen die Strolche war sie merkwürdigerweise immer anders gewesen, und wenn sie nach Schnaps stanken wie die Pest! Aber hier zu dem, der sie direkt um „a Stamperle Korn“ gebettelt hatte? Das verstand er nicht!

Von dem Brot brachte der Kranke keinen Bissen herunter, der Hals war ihm wie ausgetrocknet; aber den Kaffee schlürfte er gierig, und Paul mußte noch einen Topf voll holen.

So schnell wurde ihm davon doch nicht besser, als wenn er einen Schluck Brantwein bekommen hätte, und am Abend noch fühlte er sich wie zer schlagen.

Ein „Stamperle Korn“ war eben doch die beste Medizin.

(Fortsetzung folgt.)

Kevelaer.

Weithin dehnt sich das endlose Flachland der niederrheinischen Tiefebene. Julisonnenbrand glüht über die gelbbreien Erntefelder. Die sonst fastgrünen Weideslächen, anfüllt von dichtbelaubter Heden und stillen Wassergräben, an denen hohe Silberpappeln lispeln, sind salbgrau und lahl; die Grasnarbe ist von der tropischen Hitze röllig gebräunt. Nur an einzelnen nassen Stellen, wo sonst nur saures Gras wächst, sucht sich das Weidevieh noch kümmerlich sein Futter. Fern am Horizont zieht eine baumbestandene Chauffee einem Kirchdorfe zu. Die Eisenbahnstationen Kuelkerl, Abekerl liegen zurück: das muß Kevelaer sein. Man sieht es an den langen Wagenreihen der Extrazüge, die die Pilger schon in der Frühe hierher gebracht haben. Eine wahre Musterkollektion verschiedenster Systeme von Personenvagen ver-

gangener Zeiten; hier und da ist auch ein Viehwagen darunter. Vom Bahnhof aus führt eine schattige, alte Ulmenreihe ins Städtchen, das mit dem reihraunen Tone der Ziegelsteine, woraus die Häuser ausschließlich gebaut sind, und den weißgestrichenen Fensterrahmen freundlich annimmt. Asphaltierte Straßen, elektrische Bogenlampen, großstädtisch anstrebende Schaufensterauslagen lassen beim ersten Anblick nicht den Wallfahrtsort vermuten.

Wo aber die innere Stadt beginnt, erblickt man schon nichts anderes mehr in den Schaufenstern als Wallfahrtsartikel. Eben kommt über den „Gnadentweg“ — das ist die Straße der Peter — eine Prozession dahergezogen. Voran Chornaben mit weißroten und weißblauer Gewändern. Ihnen folgt ein Mann, angeht mit einer gelben Schärpe und einem Weispis, der eine bunseidene Fahne trägt. Ein Geistlicher in Ornat, dem der Schweiß über das runde Gesicht läuft, dann einige dürre, ärmlich gekleidete alte Frauen, verhußelte Greise, Kommunitätenmädchen mit dem Jungguldsblütenkranz im Haar. Mittagschwüle lagert darüber. Schleppend zieht sich der eintönige Gesang hin. Nur hin und wieder bringt eine helle Stimme eines Ordners mit einem Christusbarte, der gewichtig mit seinem Stabe durch die Reihen schreitet, ein flotteres Tempo hinein. Seine Stimme lockt förmlich die Stimmen vieler an und reißt sie mit, wenn er erhebt: „In Freuden und Leiden — ihr Diener ich bin.“ Macht er eine Pause, um Luft zu schöpfen, dann geht's sogleich auf die alte Leier weiter, bis er wieder einfällt: „Du bist ja die Mutter, — dein Kind will ich sein.“ Die Prozession ist vorbeigezogen. Aus der engen Gasse hört man noch die freischend helle Stimme des Vorsängers. Zur Linken erhebt sich eine Kirche. Aus den weit geöffneten Turmtüren dringt Weihrauchdunst. Vor dem Hause ist eine Andachtsstation, an der kniende Wallfahrer Gebete murmeln.

Nun kommt wieder eine Prozession längs dem Gnadentweg daher. Lange Reihen Männer und Frauen, die ihrer Kleidung nach durchweg dem Arbeiterstande angehören. Die Männer tragen vielfach ihre abgeschabten schwarzen Brautanzüge, die ihnen nun, da sie in der Jugend voller und kräftiger waren, zu weit geworden sind. Die Frauen mit ihren früh gealterten und verhärmteten Zügen tragen gleichfalls meist schwarze Kleider, als gingen sie zum Begräbnis.

Dazwischen schreitet ab und an ein Trupp junger Mädchen in hellen Gewändern mit dem freien sorglosen Blick der Jugend.

Wie die Prozession vorbeigezogen ist, gehe ich den Gnadentweg entlang durch die Häuserreihen, der in gewöhnlichen Formen gehaltenen Wallfahrtskirche zu. Hier drängt sich Laden an Laden, Wirtschaft an Wirtschaft; und wo irgend ein Plätzchen frei, ist eine Bude mit Wallfahrtsartikeln aufgeschlagen. Da stehen aufgestapelt: Christus-, Marien- und Heiligenstatuen aus Holz und Gips, durchwegs unklüsterliche Fabrikware, auf den Massenverkauf berechnet; grellfarbige Delbrude, billigster Warenhauschund; dazwischen Honigluchen mit Heiligenbildchen beklebt, Ansichtspostkarten, Rosenkränze und dergleichen. Die Kevelaerer scheinen gute Geschäftslente zu sein. Da ist z. B. ein Wirt, der zu beiden Seiten der Haustüre seinen Stand aufgeschlagen hat. Er verkauft Schnaps, Bier, Liköre, Zigarren, Honigluchen, Rosenkränze, Krugzifre, Kerzen, Wallfahrtsartikel, Ansichtspostkarten und wer weiß was alles noch. Sein Nachbar gegenüber hat's ihm abgeduckt, und das Geschäft hat sich so weiter fortgepflanzt die ganze Straße entlang. Aber auf dem Kirchplatz vor der Wallfahrtskirche entwickelt sich erst der rechte Kirmesstrudel. Hier wird gehandelt und gesehlt, hier sind in Dutzenden von Buden die Wallfahrtsartikel in allen Variationen zum Verkauf ausgestellt, vom Pfeifenlopf mit dem Gnadensbilde bis zur fuhohen Christusstatue. Ein dichter Menschenquarm wogt auf und ab. Wieder zieht eine Prozession vorüber; immer das gleiche Bild. Das ist keine tiefe Andacht, die aus dem inneren Erlebnis drängt; es ist nichts anderes als geheuclerte und vorgetäuschte Frömmigkeit, bei der sich das Herz nicht denkt.

Müde und abgepannt schleppen sich die Menschen in der prallenden Sonnenglut dahin, wie marode Soldaten, die nur von der Disziplin aufrecht erhalten werden. „Gehlige Maria Moder Jordes“ beten die Frauen. An dem Akzent erkennt man die Rheinländer. In das laute Stimmengewirr der Peter, den Vitaneisungsang, den Klang der Musikkapellen mischt sich das Läuten der Gloden zu einem ohrenbetäubenden Lohwobohu. Da stehen eine Reihe Tische, an denen gelbe Wachskerzen in allen Größen aufgestellt sind, die stark begehrt werden; denn die Käufer gehen damit in die naheliegende Kerzenkapelle, um sie zu opfern. In früheren Jahren wurden hier die Gaben an Wachs und dergleichen entgegengenommen. Ich dränge mich mit hinein. Eine unbeschreibliche südlige Luft empfängt einer. Auf zwei Standelabern stehen Hunderte von brennenden Kerzen, und immer werden neue hinzugesetzt. Das brenzeliche Schwelen der Kerzenflut, untermischt mit Weihrauch und der stidigen Menschenausdünstung erzeugt eine Atmosphäre, die man erst recht begreifen kann, wenn man bedenkt, daß es an dem heißesten Julisonntag war, der wohl jedem in der unangenehmsten Erinnerung ist. Ich sehe noch, wie ein altes Mütterchen ein dünnes, billiges Kerzchen hinzusetzt; dann aber drängt es mich hinaus Luft zu schöpfen. Drinnen war ja die reinste Hölle!

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand sie die Wund,
Und wer ein Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Als ich dann sehe wie sich so viel Menschen in ein Haus hineindrängen, als würden dort die funfelnagelneuen echten 20-Markstücke verschenkt, erwacht in mir die Neugierde. Da stehe ich nun auch mitten in dem Goußen und kämpfe um Einlaß. Endlich bin ich drinnen und stehe in der Reihe Wartender, die am Schalter einer nach dem andern rasch abgefertigt werden. Ich frage jemand, was das auf sich habe. Man belehrt mich, daß dort die Einzahlungskasse für die Seelenmessen sei. Ich sehe, wie mit geschäftlicher Routine hier die Zaler eingesteckt werden; das geht so fix, als wenn man an ein Fahrartenschalter tritt. Ich höre den metallenen Klang der Silberstücke, wenn sie in den Geldkasten fallen.

Geht hier nicht Teufel um?

Sobald das Geld im Kasten klingt...

Durch Aushang war angezeigt, daß an dem Tage mit Extrazügen über 12 000 Pilger angekommen waren. Um aber dem Leser ein Bild von der Größe des Betriebes zu geben, sei gesagt, daß in der vorjährigen Wallfahrtsperiode, außer den fahrplammäßigen Zügen und außer den vielen Fußprozessionen 579 Sonder- und 358 Bedarfspersonenzüge in Kevelaer eingelaufen sind. Die Zahl der mit der Bahn angekommenen Personen betrug 355 000. Um diesen Massen Abergang und Unterkunft zu gewähren — denn viele Prozessionen bleiben tagelang dort —, sind eine große Anzahl Gasthäuser erforderlich, die durchweg auf den Massenverkehr eingerichtet sind.

Im Gasthaus „Zum heiligen Joseph“ sitzen die Pilger an den langen weißgedeckten Tischen und warten auf das Mittagmahl. Eine blasse Frau tritt ein, die ein Kind auf dem Arm trägt und sich müde und abgepannt niederläßt. Die Wadentnochen erheben sich wie Höcker über die eingefallenen Wangen; ein Zug bitteren Leids spielt um den Mund; Kummer und Sorge haben tiefe Furchen in das früherblühende Antlitz gegraben. Das Interesse der Anwesenden hat sich dem Kinde zugewendet: ein Krüppelchen, das sieht man schon. Nach dem feinen schwarzen Ledertöpfchen zu schließen, mag das Kindchen vier Jahre alt sein, doch muß es noch getragen werden, da es kein Glied bewegen kann. Als nun die Frau mit Fragen überstürzt wird, erzählt sie die Leidensgeschichte des Kindes, wie sie damit sogar nach Lourdes gepilgert sei und doch nirgends, nirgends Rettung gefunden hätte. Nun auch wieder hier hin! — Enttäuschung und Kummer lag auf ihren Zügen. Tiefe, nachdenkliche Stille ringsum. War's nun doch nichts mit den wunderbaren Heilungen?

Nach Kevelaer ging mancher auf Krüden,
Der jezo tanzt auf dem Seil,
So mancher spielt die Bratsche,
Dem früher kein Finger war heil.

Eine alte Frau erzählte von einem Wundarzte, der da irgendwo im Münsterlande wohne, der schon so manche ähnlich schwerliegende Fälle geheilt habe. Das Krüppelchen säien alles zu verstehen. Ein hoffnungsreiches Lächeln glitt über das feine Gesichtchen, das aussah wie das Engeltchen auf dem Josephsbilde dort an der Wand der Wirtschaft.

Nun wurde die Suppe aufgetragen. Eine resolute Frau aus der Eifel hantierte den Schöpflöffel, als wenn sie daheim wäre. Ihr Mann, der Knelles mit einem Budel, saß ihr gegenüber am Tische. Mit feinen dicken, ungelenten Arbeitsfingern erfaßte er die Papiererviette, befah sie sich mit recht wunderlichen Augen und fragte, zu seiner Frau gewendet: „Waat es dat dann für'n Däng?“ „Do kannst Du Döch de Schühj mett abpöke, dann kannst met no Hus nämme un n Bräuf druff schriawe“, antwortete die Bäuerin schlagfertig. Knelles legte aber die Serviette wieder neben den Teller und ließ sie unberührt.

Wie ich die Menschen beim Mittagmahl beobachte, ihre Unterhaltung anhöre und sehe, wie sie sich so nett und natürlich geben, da scheinen sie mir andere zu sein, als die da über den Gnadentweg zogen mit dem mattglehenden, in sich gekehrten Weisheitsparadies oder mit der Duiderdemut der Heiligen, Gebete murmeln und Vitaneien singend.

Nun schritt ich wieder die Straße entlang — dem Bahnhofe zu. Unterwegs schob sich noch eine holländische Prozession vorbei. Die Kaviere trugen Kniehosen und lange schwarze Mäntel. Ein Musikkorps, das in einer phantastischen Militäruniform gekleidet war, blies ein Kirchenlied, dessen Refrain gesungen wurde.

Unter hohen Ulmenbäumen leitwärts der Straße stand eine Kapelle. Durch das weit geöffnete Tor sah man vier junge Mädchen in weißen Kleidern mit gelbseidenen Schärpen, vor einem Muttergottesbilde knien. Nur erhoben sie sich und sangen ein Marienlied, zwar ohne künstlerische Schulung, sowie Bauerntöchter ein Volkslied singen, aber ihr Gesang war so ausdrucksvoll; es lag eine wunderbare Stimmung darin; und das wird meine angenehmste Erinnerung an Kevelaer bleiben.

M. P.

Der Kampf gegen die Nahrungsmittelfälschung,

der heute eine so wichtige Frage der Volksernährung bildet, reicht in seinen Anfängen bis in die Frühzeit der Geschichte zurück. Wie Dr. Edward Gudeman in einer inhaltsreichen Abhandlung

ausführt, müssen schon bei dem Volk Israel Gesetze für die richtige Angabe der Qualität von Wein und Del bestanden haben. Der Professor an der Harvard-Universität George A. Reisner hat nämlich vor kurzem in Palästina einen Wein- und Oelkeller ausgegraben, in dem er die frühesten Beispiele hebräischer Schrift aus dem Jahre 850 v. Chr. entdeckte. Diese ältesten und bekanntesten hebräischen Schriftzeichen befanden sich auf Täfeln, die an den Wein- und Oelgefäßen angeschlagen waren und genau den Weinberg, von dem der betreffende Wein stammte, das Jahr der Ernte usw. angaben. Ganz ebenso wie bei uns die Weinflasche ihr Etikett, trug bei den Israeliten jeder Wein- und Oelkrug seine Aufschrift, und aus der Sorgfältigkeit, mit der die Angaben gemacht sind, läßt sich schließen, daß auf Gewicht und Reinheit der Flüssigkeiten großer Wert gelegt wurde. Nicht nur das Volk Israel wird schlechte Erfahrungen gemacht haben, bevor es die genaue Etikettierung der Weinkrüge einführte, sondern auch die Griechen kämpften eifrig Weinkrüge einführte, sondern auch die Griechen kämpften eifrig gegen die Händler, die den Wein schon verwässert auf den Markt brachten; so war in Athen der Posten eines Weinaufsichters eine wichtige Stellung, die man nur einem besonders strengen und rechtlichen Manne übertrug. Plinius erzählt uns, daß es sogar den reichen Leuten in Rom unmöglich war, unbefälschten reinen Falernerwein zu erhalten, und er beklagt sich bitter über die Praktiken der Neapeler Bäcker, die weiße Erde unter das Mehl mischten. Um aber den Nahrungsmittelfälschern wirksam zu Leibe gehen zu können, war es notwendig, seine Methoden des Wiegens und der chemischen Analyse zu erfinden, um allen ihren Tricks nachspüren zu können. Archimedes hat sich bereits mit der Ausarbeitung solcher Mittel beschäftigt, aber trotzdem war man doch im Altertum und im ganzen Mittelalter bis in die Neuzeit hinein nur imstande, recht grobe Fälschungen zu erkennen. Die Nahrungsmittelfälscher hatten es leicht, und erst im 17. und 18. Jahrhundert fing man an, ihnen schärfer auf die Finger zu zeigen. Die ersten genauen Gewichtsprüfungen von Nahrungsmitteln unternahm auf Grund höchst komplizierter Wiegemethoden der italienische Arzt, Chemiker und Dichter Francesco Redi in Florenz. Nach ihm prüfte dann Robert Boyle die Zusammenhänge der Gemüse und 1784 veröffentlichte der holländische Gelehrte van den Sande eine ausführliche Arbeit über die Fälschung des Weines. Der erste wirkliche Nahrungsmittelchemiker ist der große Naturforscher Antony van Leeuwenhoek gewesen, der das Mikroskop bei der Analyse verschiedener Genußmittel verwandte und die Hauptbestandteile des Kaffees, des Tees und des Pfeffers, das Casein, Lein und das Biperin entdeckte. Nun waren erst die scharfen und sicheren Waffen zum Kampf gegen die Nahrungsmittelfälschung geschmiedet, die dann später so treffliche Dienste leisten sollten, daß wir heute fast überall eine ganz ausgezeichnete Geseßgebung in dieser Hinsicht haben. Aber der Kampf ist doch auch das ganze Mittelalter hindurch mit großer Erbitterung geführt worden. In Frankreich verbietet ein Statut von 1292 die Verfälschung des Biers. Ein Erlass vom Jahre 1330 untersagt mit Ansehung schwerer Strafen das Mischen von Weinen, das Beilegen irgendwelcher falscher Namen oder eines falschen Alters. In England wandte man sich mit besonders schweren Gesetzen gegen die Verfälschung von Spezereien und Gewürzen. Der Deutsche des Mittelalters glaubte sich gegen Nahrungsmittelfälscher nicht anders wehren zu können, als durch die schwersten Strafen. In Nürnberg wurde 1444 ein Mann lebendig verbrannt, und zwar diente als Brennmaterial der gefälschte Safran, den er verkauft hatte. Mit den Bäckern, festigt und mehrmals in einen schlammigen Teich getaucht. War man im Zweifel, wer bei der Fälschung der eigentlich Schuldige sei, so wurde wohl auch die ganze Familie mit Einschluß der Angehörigen diesem furchtbaren Untertauschen unterworfen. Nahrungsmittelfälschung galt überall im Mittelalter als eins der schwersten Verbrechen, schlimmer als Raub und Mord. Sie ward mit Verstümmelung bestraft und im Wiederholungsfall mit dem Tode.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Handbuch für Naturfreunde. 1. Band. Herausgegeben von H. C. Rothe und Dr. Chr. Schröder. Geheftet 3,50 M., gebunden 4,20 M. (Noëmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Stuttgart.) Es gibt eine Menge naturwissenschaftlich interessierter Laien, die, ohne Spezialforscher sein zu wollen, doch durch ihre Beobachtungen diesem und der Wissenschaft sehr nützlich sein könnten, wenn, — ja, wenn sie angeleitet würden, richtig zu beobachten, wenn sie einigermaßen mit den Methoden vertraut wären, nach denen der Forscher arbeitet, und wenn sie von den Problemen Kenntnis hätten, die die Wissenschaft beschäftigt. Daran hapert es aber, und so wird manches Talent brach gelegt, manche Zeit und Mühe unnütz verschwendet. Etwas besser ist es in den letzten Jahren geworden; für einzelne Wissenszweige, besonders die Biologie, gibt es gute Einführungen, die sicherlich schon recht schöne Resultate gezeitigt haben. Eine zusammen-

fassende Anleitung zur praktischen Naturbeobachtung auf den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaften soll das oben angeführte Buch des bekannten Noëmosverlags sein; gewissermaßen eine populäre „Anleitung zu Beobachtungen auf Reisen“, wie sie Neumayer für den Naturforscher geschrieben hat. „Die praktische Verwendung des Buches ist so gedacht, daß der Naturfreund, der zu ernstlicher Arbeit bereit ist, nicht etwa nur gerade jenes Kapitel liest, das ihn zuerst zu interessieren scheint, sondern möglichst das ganze Werk erst durchstudiert, da er auf diese Weise einerseits über verschiedene „Nachbarwissenschaften“ unterrichtet wird, andererseits vielleicht ein ihm an Neigungen, örtlichen Beobachtungs- und auch nach seinen Geldverhältnissen geeigneteres Arbeitsgebiet entdecken wird.“ Im vorliegenden ersten Bande gibt zunächst Professor Weber allerhand Winke und Ratschläge für meteorologische Beobachtungen. E. Meier behandelt das Gebiet der Geologie, Dr. Karzel die Pflanzenkunde und Professor Heind die Blütenbiologie. Wir können nicht sagen, daß dieser Band uns durchweg befriedigt hat. Am wenigsten der Teil, der der Geologie gewidmet ist. Der Verfasser hat sich da anscheinend die Arbeit sehr leicht gemacht und ohne Rücksicht auf die Vorkenntnisse und die Arbeitsmöglichkeiten des Laien allerlei Geologisches zusammengestellt; Dinge, die nur den Spezialisten interessieren können, sind kritisch neben Fragen allgemeiner Natur behandelt. Gerade auf diejenigen Gebiete, in denen der Laie wirklich mitarbeiten kann, ist keine Rücksicht genommen. Von Methodik keine Spur. Wir müssen in dieser Beziehung den Leser auf „Walther, Vorschule der Geologie“ und „Berg, Einführung in die Beschäftigung mit der Geologie“ verweisen. Vorteilhafter stehen von dieser die übrigen Abhandlungen ab. Die Meteorologie ist zwar etwas zu kurz gekommen; eine Einleitung über Luft, Wetter usw. im allgemeinen wäre hier sehr am Platze gewesen; Abbildungen fehlen leider durchaus. Dafür ist der „anleitende“ Teil recht gut ausgefallen. Gut sind die Kapitel über Pflanzenkunde und Blütenbiologie, sowohl in der Auswahl des Stoffes, als in der Behandlung. Besonders ausführlich wird auf die auch dem Laien neuerdings durch billige und doch gute Apparate möglich gemachten mikroskopischen Beobachtungen eingegangen. Für die Pflanzengeographie wäre eine eingehendere Behandlung erwünscht. Ebenso dürfte sich eine Vermehrung der Abbildungen empfehlen; der Preis des Buches ist leider für weitere Verbreitung etwas zu hoch. Immerhin kann das Buch der mannigfachen Anregungen halber empfohlen werden.

eg.

Meteorologisches.

Das Wetter und die Telegraphendrähte. Jedem Wanderer, der über Land auf einer Straße geht, an deren Seite eine Telegraphenleitung entlangführt, wird das dumpfe Tönen aufgefallen sein, das häufig ohne Unterbrechung von den Drähten ausgeht und besonders deutlich erklingt, wenn man das Ohr an das Holz der Telegraphenstange legt. Die Ansichten über die Entstehung der rätselhaften Töne gehen weit auseinander. Die Kinder meinen, daß gerade in dieser Zeit ein Telegramm über die Leitung geschickt wird; in einem höchst drolligen Irrtum aber befinden sich die Spechte, die wie wütend auf das Holz darauf los haben, weil sie sich anscheinend von dem Glauben leiten lassen, daß das Geräusch von den im Holz der Stangen befindlichen Larven und Würmern von Raumschädlingen stamme, die für sie heißbegehrte Lederbissen sind. Zuweilen trifft man auch auf einen Landwirt, der das Tönen der Telegraphendrähte als Vorbote eines baldigen Wechselns der Bitterung zum schlechteren bezeichnet. Diese von zünftigen Fachleuten vielfach verspottete Ansicht scheint jetzt durch die Untersuchungen eines Meteorologen, des Professor Artur Fiedl in Ottawa, bestätigt zu werden. Der Wind muß als Erreger der Töne außer Betracht bleiben, weil das Mingen auch bei vollkommen windstillem Wetter eintritt; ferner ist aber auch zu beachten, daß die Telegraphendrähte nur bei schönem Wetter, nicht aber bei schlechter Bitterung ertönen. Bei einer längeren Reihe von Beobachtungen hat sich endlich herausgestellt, daß auf tiefe Töne der Wetterumschlag in der Zeit von ein bis zwei Tagen folgt, während bei hohen Tönen das schlechte Wetter meist schon nach wenigen Stunden eintritt. Selbstverständlich müssen dem Tönen auch wirkliche akustische Schwingungen in den Telegraphendrähten entsprechen, die nach Fiedl auf die dem Eintritt von schlechtem Wetter stets vorausgehende „seismische Unruhe“ im Erdkörper zurückzuführen sind. Diese seismische Unruhe, mit der man das leise Schwanken und Erzittern der überaus feinfühligsten Horizontalpendel bezeichnet, die in der Erdbenenforschung im Gebrauch sind, tritt jedesmal dann ein, wenn ein Gebiet sehr tiefen Luftdruck in Herannahen begriffen ist, und setzt auch wenn das Zentrum der barometrischen Depression sich noch in einer Entfernung von mehreren hundert Kilometern befindet, den Erdboden in leise Vibrationen und teilt sich nicht nur den Telegraphenstangen, sondern auch den gespannten Drähten mit, wobei der den langen Schwingungen entsprechende Grundton dem menschlichen Ohr wegen zu geringer Schwingungszahl unnehmbar bleibt, während die Obertöne zur Geltung kommen.